Indianer jenseits der Feuerberge

Eine Expedition in die Kordilleren. Von Max Junge.

1. Ausreise und Anmarsch.

An einem eisigkalten, stürmischen Wintertage des Jahres 1937 strebte ich im Westen Berlins meiner Wohnung zu. Schneeböen jagten durch die Straßen und trieben die in dicke Mäntel gehüllten Fußgänger auf ihrem Heimwege zur Eile an.

Als ich die Haustür öffnete, da klang mir aus meinem Zimmer eifriges Schreibmaschinen-Geklapper entgegen. Ich schlug die Haustür recht hörbar zu. Das Tastengeklapper verstummte. Mein Vetter Ernst riß die Tür des Zimmers auf und streckte mir erfreut seine Hand entgegen. Er zog mich ins wohlig geheizte Zimmer hinein, um mich dann mit vielen Fragen nach Dingen, die uns beiden am Herzen lagen, zu bestürmen.

„Wie ist es dir heute ergangen? Was hast du geschäftlich erreicht? Wird unsere Südamerikareise zustande kommen? — — Nun antworte schon, oder du bekommst eins zwischen die Rippen!"

Die liebevolle Ermunterung ließ mich kalt: „Laß mich erst mal hinsetzen und höre ruhig zu: Heute habe ich dir Erfolge auf der ganzen Linie zu melden!" — „Großartig, also erzähle, schnell! Ich sitze hier schon den ganzen Nachmittag und warte auf dich," entgegnete Ernst, den die Ungeduld packte. — „Unsere Expedition steigt! Ich habe die nötigen Mittel für die Überfahrt zusammen, und dein Urlaub ist auch bewilligt. Das war ein erfolgreicher Tag."

„Ist das wahr?" jubelte Ernst. „Ich soll mit nach Südamerika? Ich soll die Tropen kennenlernen, soll in die Kordillere, ins wilde Patagonien? Das kann ich noch nicht recht fassen." Ernst sprang auf, rannte im Zimmer hin und her und drückte mir dann überglücklich die Hand. — —

* * *

An einem milden, friedlichen Sommerabend verläßt unser großer Ozeandampfer Hamburg. Für acht Monate verlassen wir Deutschland!

Drei Wochen ist um uns nichts als endloser Ozean und strahlender Sonnenschein. Ist das eine schöne Zeit der Entspannung und Erholung! Fliegende Fische, Tümmler, Wale, Haifische sorgen von außenbords für Abwechslung. Eines Morgens ertönt der Ruf: „Land in Sicht!" und rüttelt uns aus dem Einerlei der langen Seefahrt auf. In bunter Reihe ziehen in den nächsten drei Wochen das tropische Colon, der Panamakanal, die Negerhäfen Kolumbiens und Ekuadors, von fieberheißen Urwäldern umgeben, die trostlose Wüste an der peruanischen Küste und die kahle, steil aufsteigende Salpeterküste Nordchiles an unserm Schiff vorüber.

Von der Hafenstadt Valparaiso bringt uns später eine tadellose elektrische Eisenbahn über die Küstenkordillere in drei Stunden nach Santiago, der Hauptstadt Chiles. Dort gibt es für uns keinen Aufenthalt. Der Nachtexpreß eilt weiter durch das fruchtbare chilenische Längstal, von Santiago aus nach Süden, am Fuße der Kordillere entlang. — —

Auf der Farm meines Bruders sollen die Vorbereitungen zur Expedition getroffen werden. Da gibt es eine herzliche Begrüßung. Das Erzählen über die ferne deutsche Heimat nimmt kein Ende.

Die Farm ist ein altes chilenisches Gut. Die Häuser und Ställe, die aus dicken Lehmmauern aufgeführt sind, umgeben einen großen Hof, in dessen Mitte die frischen Frühlingsblätter eines alten Kastanienbaumes den ersten Schatten spenden. Unter dem Baum stehen ständig sechs oder acht gesattelte Pferde.

Die deutschen Forscher Max (rechts) und Ernst Junge auf ihrer Expedition zu den Indianern in der südchilenischen Kordillere.

„Hast du so viele berittene Beamte? Oder wozu stehen die vielen gesattelten Pferde dort am Baum?" fragt Ernst meinen Bruder.

„Das sind meine Pferde," entgegnet er dem Neuling. „Ich lasse für mich und meine Gäste jeden Tag einige Gäule satteln, die den ganzen Tag hier im Hofe bereitstehen."

„Ja, werden denn die armen Tiere im Laufe des Tages überhaupt nicht abgesattelt, und bekommen sie nichts zu fressen?" — „Nein, sie sind es schon gewohnt. Sie müssen hier den ganzen Tag bereitstehen. Jeder Gutsbesitzer hat genug Pferde, um am nächsten Tag wieder andere satteln zu lassen. Inzwischen können sich diese auf der Weide wieder vollfressen und ausruhen. — Morgen sollt ihr beiden mich auf meinem Rundritt begleiten. Ich will euch dann meinen „Fundo" zeigen."

„O fein!" ruft Ernst aus und freut sich auf den ersten Ritt in seinem Leben. Ich kenne die Ausdehnung der Landgüter in Chile, die selten unter 3000 Morgen groß sind, und weiß auch, was solch ein Rundritt bedeutet. Armer Ernst!

Ernst ist kein Frühaufsteher, und noch halb schlaftrunken sucht er sich darum am nächsten Morgen eines der chilenischen Pferdchen aus, die so klein sind, daß der lange Kerl, als er daneben steht, weit über den Rücken des Pferdes hinwegragt. Als wir drei das Hoftor hinter uns haben und auf die schnurgerade Landstraße kommen, setzen wir unsere Pferde in Galopp. Ernst berührt sein Reittier gar mit den kurzen, blanken Sporen, und ehe wir es uns versehen, fegt das Tier in wilder Jagd die Straße hinunter. Das Pferd merkt den Neuling auf seinem Rücken und geht hemmungslos durch.

Das südliche Südamerika steckt voll unbekannter Wunder.

Wohlweislich halten wir unsere Pferde zurück. Es ist zwecklos, Ernst zu Hilfe zu eilen. Nach zehn Minuten schon sehen wir auch, wie sich in weiter Ferne am Ende der Straße etwas Schwarzes aus einer Staubwolke löst und auf uns zukommt. Es ist Ernst gelungen, seinen Gaul zu bezwingen, was bei seiner jugendlichen Kraft vorauszusehen war. Nun kommen uns Reiter und Pferd in Schweiß gebadet und atemlos entgegen.

„Was sagst du nun zu unseren Pferden?" fragt ihn mein Bruder lächelnd.

„Die haben den Teufel im Leibe und eine irrsinnige Kraft. Jetzt glaube ich es euch, daß die kleinen Gäule unverwüstlich sind und auch Kordillerenreisen aushalten," antwortet Ernst und klopft seinem Tier beschwichtigend den Hals.

Der Ritt führt uns über ausgedehnte Felder, die von Zäunen mit fünfreihigem Stacheldraht umgeben sind. Stolz zeigt uns der Gutsherr seine große Kuhherde, die den Sommer und Winter auf freiem Felde verbringt. Auf einer anderen Koppel tummeln sich viele Pferde, die bei unserem Näherkommen sichernd die Köpfe heben.

Mein Bruder führt uns dann durch riesige Linsenfelder, aus

In den Ruinen eines alten spanischen Forts aus der Kolonialzeit Chiles.
Auf den Wällen wächst heute dickes Moos, und grüne Patina bedeckt die Geschützrohre.

deren schnurgeraden, hellgrünen Reihen uns die weißen Blüten entgegenleuchten. Stundenlang geht es später durch Weizen- und Kornfelder. Ernst wird immer schweigsamer, und als es Mittag geworden ist und wir nach sechsstündigem Ritt wieder im Gutshof absteigen, bleibt er auf dem Pferde sitzen. — „Willst du nicht herunter und zum Mittagessen kommen?" frage ich ihn. — „Ich glaube, ich kann nicht!" sagt er kleinlaut. „Ich habe das Gefühl, am Sattel festgeklebt zu sein, denn es ist bei mir in einer gewissen hinteren Gegend alles naß." Wir biegen uns vor Lachen! Ernst hat sich gehörig durchgeritten, und Wasser und Blut kleben seine Wäsche fest. Vorsichtig klettert er endlich aus dem Sattel. Es ist teures Lehrgeld, das ihn in den nächsten Tagen an weiteren Ausritten hindert. Aber seine Begeisterung über das Glücksgefühl, das man auf dem Rücken des Pferdes empfindet, kennt keine Grenzen. Eine gute Vorbereitung für die lange Reise in die Kordillere, die uns bevorsteht!

Die Kordillerenmauer, von der chilenischen Seite aus gesehen, macht einen überwältigenden Eindruck. Fast von jedem Punkt des langgestreckten, schmalen Landes Chile aus ist das urgewaltige, zweithöchste Gebirge der Erde zu sehen und bildet zu jeder Landschaft einen fast unheimlich schönen Hintergrund. Ein besonderes Merkmal der Anden ist die lange Reihe mehr oder minder tätiger Vulkane.

Sieben schneeweiße Feuerberge erkennen wir vor uns, als mein Bruder meinen Reisegefährten Ernst und mich auf eine kleine Höhe hinaufführt, um uns dort neben dem einzigartigen Ausblick noch eine andere Seltenheit in Chile zu zeigen: die Ruinen einer spanischen Festung.

Die Eroberer hatten das Fort auf diesem strategisch wichtigen Punkt zur Bezwingung der Indianer angelegt. Ich erkläre Ernst an Ort und Stelle die fesselnde Geschichte der Ureinwohner Chiles: „Hier stehen wir auf historisch bedeutsamem Boden. Du siehst noch deutlich die Umrisse des spanischen Forts, von tiefen Gräben umgeben, und Mauerreste. Dort unten besteht seit Urzeiten im Bio-Bio-Fluß, der hier wohl 200 Meter breit sein mag, eine wichtige Furt, die von den Indianern benutzt wurde, wenn sie immer wieder Überfälle auf ihre neuen Herren unternahmen. Sie sind Helden gewesen, diese Indianer, die jahrhundertelang um ihre Freiheit gekämpft haben, bis sie vor noch nicht vierzig Jahren endgültig unterworfen werden konnten. Der spanische Dichter Ercilla hat im sechzehnten Jahrhundert schon ein Epos auf diesen Heldenkampf in seinem umfangreichen Werk „La Araukana" geschaffen. Die spanischen Konquistadoren nannten das einstige Millionenvolk, dessen Reste jetzt über den Fluß nach Süden gedrängt worden sind, die Araukaner. Heute sind von diesem tapferen Volke nur noch hunderttausend reinrassige Nachkommen übrig. Die anderen sind im Kampfe um ihre Heimat vernichtet worden oder sind im chilenischen Volkstum aufgegangen.

Neuerdings besinnt sich die chilenische Bevölkerung immer mehr ihrer Abstammung — und das mit berechtigtem Stolz. Was aber heute noch von den Araukanern übrig ist, findet man weiter südlich schon seßhaft auf ihrer Scholle oder in den ausgedehnten Schutzgebieten weit hinter den Vulkanen in der Kordillere. In jenen Kordilleren-Tälern, die selten ein Weißer betritt, kann man die Indianer in ihrer unverfälschten Ursprünglichkeit erleben. Dort drüben — hinter den schweigenden Feuerbergen!"

„O sieh!" ruft plötzlich Ernst und packt mich am Arm, „was ist das? Bricht nicht der Vulkan dort drüben aus?"

„Er raucht! Das ist ein Wunder!" sagt mein Bruder erstaunt.

„In den vielen Jahren, die ich in dieser Gegend lebe, habe ich noch keinen der weißen Riesen in Tätigkeit gesehen."

„Seht nur, wie sich die weiße Wolke hebt und immer größer wird! Jetzt drängt sie der Wind auf die Seite. Da! — Wieder eine Explosion! Die ist noch heftiger! Der Callaquen ist ausgebrochen!" rufe ich, gepackt von diesem einzigartigen Naturschauspiel.

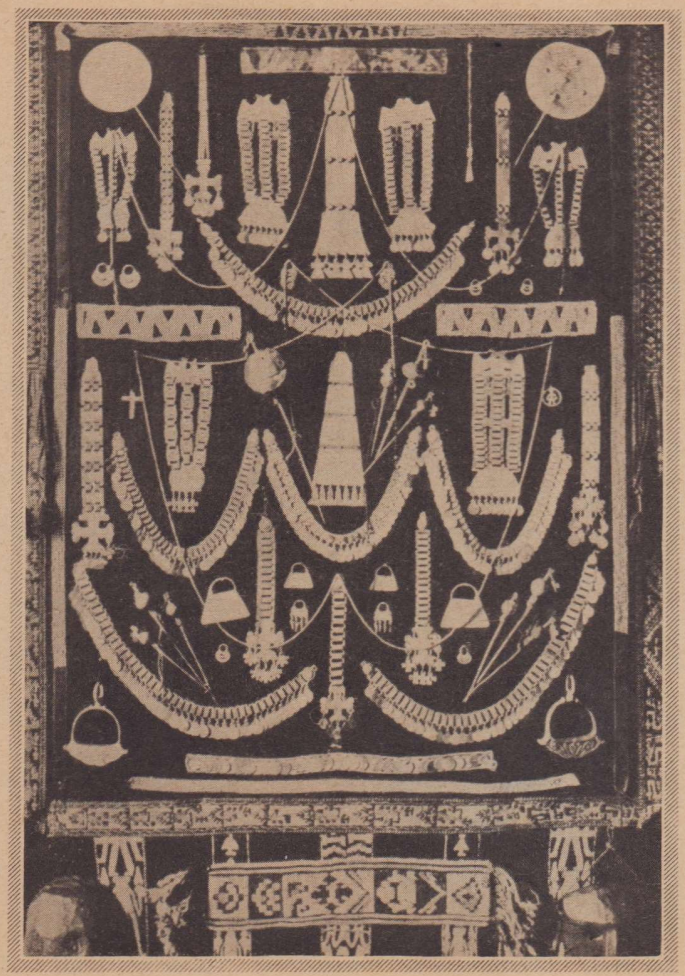
„Der Feuerberg hat nur auf euch gewartet. Er ruft euch!" neckt uns mein Bruder. — „Ein gutes Vorzeichen für unsere Expedition und ein Willkommensgruß der zauberhaften Hochkordillere! Jetzt wollen wir aber unseren Aufbruch beschleunigen. Uns erwartet dort oben noch viel Fesselndes," fügt Ernst freudig erregt hinzu.

„Wir wollen gleich morgen alles zusammenstellen, damit wir aufbrechen können. Das Wichtigste ist ja, daß wir einen ortskundigen Führer finden, der uns zum Vulkan und zu den Indianerreservaten bringt," stelle ich abschließend fest.

Voller Bewunderung setzen wir uns auf einen Mauerrest des spanischen Forts und beobachten noch lange die weiteren Abschnitte des Vulkanausbruches. Immer dichter ballen sich die düsteren Wolken über dem weißen Berge zusammen.

Bleiern senkt sich nach einigen Stunden der graue Ascheregen herab und verbirgt uns den Ausblick. Wir kehren zum Gutshause zurück und können von dort aus im Laufe des Nachmittags beobachten, wie sich der Himmel auch über uns langsam hinter einem dichten Aschenschleier verbirgt. Eine ungewöhnliche Hitze macht sich bemerkbar. Plötzlich durchreißt ein wilder Donnerschlag die unerträgliche Spannung. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner toben sich über uns aus und binden uns an das Haus. Erst als die Nacht hereinbricht, beruhigen sich die Elemente. Der schier tropische Regen hat die Luft gesäubert. Von der wieder sichtbaren Kordillere geht ein fahles Leuchten aus . . .

(Fortsetzung in einem der nächsten Hefte.)



***Die Araukaner besaßen reichen Silberschmuck.** Eine kostbare Sammlung davon befindet sich in den Museen zu Santiago.*

Aufnahmen vom Verfasser.